

Herausgegeben von

Alexander Mitscherlich · Angela Richards · James Strachey

Mitherausgeber des Ergänzungsbandes

Ilse Grubrich-Simitis

SIGMUND FREUD

Studienausgabe

BAND III

Psychologie des Unbewußten

Band III: Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens (1911) · Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse (1912) · Zur Einführung des Narzissmus (1914) · Triebe und Triebchicksale (1915) · Die Verdängung (1915) · Das Unbewußte (1915) · Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre (1917 [1915]) · Trauer und Melancholie (1917 [1915]) · Jenseits des Lustprinzips (1920) · Das Ich und das Es (1923) · Neurose und Psychose (1924 [1923]) · Das ökonomische Problem des Masochismus (1924) · Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose (1924) · Notiz über den »Wunderblock« (1925 [1924]) · Die Verneinung (1925) · Fettschismus (1927) · Die Ichspaltung im Abwehrvorgang (1940 [1938])

*Unsere Adresse im Internet: [www.fischer-tb.de](http://www.fischer-tb.de)*

Fischer Taschenbuch Verlag

Schriften, insbesondere zu ›Die Verdrängung‹ (1915 d) und ›Das Unbewusste‹ (1915 e) (vgl. den Abschnitt ›Zum Werkkontext‹ in I. Grubrich-Simittis, 1985, S. 95 ff.). Im zweiten Teil des Entwurfs, der fast durchgehend ausformuliert ist, folgt unter Berücksichtigung der »narzißtischen Neurosen«, also *Dementia praecox*, *Paranoia* und *Melancholie/Manie*, in Gestalt einer kühnen phylogenetischen Spekulation die Rekonstruktion der evolutionären Anfänge von Neurose und Psychose. Dabei knüpft Freud an die im vierten Essay von *Totem und Tabu* (1912–13) entwickelten Hypothesen über die Ernennung des Urvaters und die Entstehung des Schuldgefühls an. Dem Leser der metapsychologischen Schriften von 1915 sei insbesondere das Studium des ersten Teils der ›Übersicht der Übertragungsneurosen‹ empfohlen.

Ilse Grubrich-Simittis

## Triebe und Tribschicksale

(1915)

## EDITORISCHE VORBEMERKUNG

### Deutsche Ausgaben:

- 1915 *Int. Z. ärztl. Psychoanal.*, Bd. 3 (2), 84-100.  
1918 S. K. S. N., Bd. 4, 252-78. (1922, 2. Aufl.)  
1924 G. S., Bd. 5, 443-65.  
1924 *Technik und Metapsychol.*, 165-87.  
1931 *Theoretische Schriften*, 58-82.  
1946 G. W., Bd. 10, 210-32.

Freud begann mit der Niederschrift dieser Arbeit am 15. März 1915; die Studie lag, gleichzeitig mit der folgenden (Die Verdrängung<sup>1</sup>), am 4. April abgeschlossen vor.

Zum besseren Verständnis sei gleich zu Beginn darauf aufmerksam gemacht, daß Freud in seiner Verwendung der Ausdrücke »Trieb« und »Triebrepräsenz« nicht ganz eindeutig verfuhr. Auf S. 85, unten, sagt er vom Trieb, er erscheine als »ein Grenzbezugriff zwischen Seelischem und Somatischem, als psychischer Repräsentant<sup>1</sup> der aus dem Körperinnen stammenden, in die Seele gelangenden Reize«. Schon früher hatte er zweimal fast gleichlautende Beschreibungen gegeben. So hatte er einige Jahre zuvor in seiner Erörterung des Falles Schreber (1911 c), gegen Ende von Abschnitt III, festgestellt: »Wir fassen den Trieb als den Grenzbezugriff des Somatischen gegen das Seelische, sehen in ihm den psychischen Repräsentanten organischer Mächte...« (*Studienausgabe*, Bd. 7, S. 196). Und in einer Passage, die wahrscheinlich wenige Monate vor der hier vorliegenden Arbeit verfaßt und der (1915 erschienenen, jedoch mit einem Vorwort vom Oktober 1914 versehenen) dritten Auflage seiner *Drei Abhandlungen* (1905 d) hinzugefügt wurde, beschreibt er den Trieb als »die psychische Repräsentanz einer kontinuierlich fließenden, innersomatischen Reizquelle... Trieb ist so einer der Begriffe der Abgrenzung des Seelischen vom Körperlichen« (*Studienausgabe*, Bd. 5, S. 76). Diese drei Aussagen vermitteln den Eindruck, daß Freud zwischen einem »Trieb« und seiner psychischen Repräsentanz<sup>1</sup> keine Unterscheidung machte. Offenbar betrachtete er den Trieb selbst als die psychische Repräsentanz somatischer Kräfte. Wenn wir uns nun aber den späteren Arbeiten dieser Reihe zuwenden, scheint

### Editorische Vorbemerkung

es, als differenzierte er dort sehr wohl zwischen dem Trieb und seiner psychischen Repräsentanz. Am deutlichsten wird das wohl in einer Passage in »Das Unbewußte« (1915 e, S. 136, unten): »Ein Trieb kann nie Objekt des Bewußtseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert. Er kann aber auch im Unbewußten nicht anders als durch die Vorstellung repräsentiert sein... Wenn wir aber doch von einer unbewußten Triebreugung oder einer verdrängten Triebreugung reden... können [wir] nichts anderes meinen als eine Triebreugung, deren Vorstellungsrepräsentanz unbewußt ist...« Die gleiche Auffassung findet sich an vielen anderen Stellen. In der Arbeit »Die Verdrängung« (1915 d, S. 109, unten) spricht Freud beispielsweise von »der psychischen (Vorstellungs-) Repräsentanz des Triebes« und fährt fort: »... die betreffende Repräsentanz bleibt von da an unveränderlich bestehen und der Trieb an sie gebunden.« In derselben Arbeit weiter unten (S. 113) beschreibt er eine Triebrepräsenz als »eine Vorstellung oder Vorstellungsgruppe, welche vom Trieb her mit einem bestimmten Betrag von psychischer Energie (Libido, Interesse) besetzt ist«, und fügt hinzu, »daß etwas anderes, was den Trieb repräsentiert, neben der Vorstellung in Betracht kommt...«. In dieser zweiten Zitatenreihe wird also der Trieb nicht mehr als psychische Repräsentanz somatischer Regungen betrachtet, sondern eigentlich selbst als etwas Nicht-Psychisches. Diese offenbar unterschiedlichen Auffassungen vom Wesen des Triebes finden sich beide auch andernorts in Freuds späteren Schriften, wobei die zweite vorherrscht. Möglicherweise ist der Widerspruch jedoch mehr scheinbar als real, und der Schlüssel könnte in der Doppelsinnigkeit des Begriffs selber — eben eines Grenzbezugs zwischen dem Somatischen und dem Seelischen — liegen.

Mehrfach hat Freud seine Unzufriedenheit mit dem Stand psychologischen Wissens über die Triebe ausgesprochen. So hatte er kurz zuvor in seiner Narzißmus-Arbeit (1914 e, S. 45, oben) über den »völligen Mangel einer irgendwie orientierenden Trieblehre« geklagt. Auch später, z. B. in *Jenseits des Lasterprinzips* (1920 g, S. 244, unten), sagt er von den Trieben, sie seien »das wichtigste wie das dunkelste Element der psychologischen Forschung«. Die vorliegende Arbeit ist ein relativ früher Versuch, den Gegenstand umfassend abzuhandeln. Zwar haben die zahlreichen späteren Schriften zum Thema die vorliegende in einer Reihe von Punkten berichtigt und ergänzt, dennoch darf sie als die klarste Darstellung dessen gelten, was Freud mit den Trieben und ihren Wirkungsmodi meinte. Gewiß haben spätere Überlegungen Freud veranlaßt, seine Ansichten über die Klassifikation der Triebe und über deren tiefere Determinanten zu ändern; aber die vorliegende Arbeit bleibt die unentbehrliche Ausgangsbasis für das Verständnis aller nachfolgenden Weiterentwicklungen.

Es erscheint angebracht, an dieser Stelle eine Zusammenfassung der Wandlungen zu geben, denen die Ansichten Freuds über die Klassifikation der Triebe unterlagen. Überraschenderweise treten die Triebe in seinen Werken explizit verhältnismäßig spät in Erscheinung. Der Ausdruck »Trieb« kommt in

<sup>1</sup> Die Bezeichnung »Repräsentant«, die hier und in der Schreber-Analyse (1911 c) erscheint, ist eine sonst vorwiegend in juristischen, insbesondere verfassungsrechtlichen Zusammenhängen gebräuchliche Prägung. In allen folgenden Zitaten wie auch fast durchgehend in späteren Arbeiten verwendeter Freud die abstraktere Form »Repräsentanz«.

der Breuer-Periode, in den Fließ-Briefen (1950 a), ja selbst in der *Traumdeutung* (1900 a) noch kaum vor. Erst in den *Drei Abhandlungen* (1905 d) finden wir den »Sexualtrieb« als solchen ausführlich und unumwunden erwähnt; »Triebregungen«, später einer der von Freud am meisten gebrauchten Termini, taucht anscheinend erst in der Arbeit »Zwangshandlungen und Religionsübungen« (1907 b) auf. Aber das gilt eigentlich nur für den sprachlichen Aspekt; selbstverständlich gab es die Triebe schon früher, wenn auch unter anderen Bezeichnungen. Satt von Trieben sprach Freud überwiegend von »Erregungen«, »affektiven Vorstellungen«, »Wunschregungen«, »endogenen Reizen« usw. So wird z. B. weiter unten (S. 82) zwischen einem »Reiz« als einer Kraft, die wie ein einmaliger Stoß wirkt, und einem Trieb als einer konstanten Kraft unterschieden; aber genau dieselbe Unterscheidung hatte Freud fast mit den gleichen Worten schon zwanzig Jahre vorher gemacht, nur daß er damals statt von »Reiz« und »Trieb« von »exogenen« und »endogenen Erregungen« sprach.<sup>1</sup> Dagegen weist Freud weiter unten (S. 82 f.) darauf hin, daß der primitive Organismus nicht imstande sei, sich der Triebbedürfnisse durch die Flucht zu entziehen, wie er es im Falle äußerer Reize vermag. Auch diesen Gedanken hatte Freud schon zwanzig Jahre zuvor geäußert, wobei er wiederum die Bezeichnung »endogene Reize« benutzte. Diese zweite Stelle – sie findet sich im »Entwurf« von 1895 (1950 d), im ersten Abschnitt von Teil I (»Erster Hauptsatz: Die quantitative Auffassung«) – lautet weiter, diese endogenen Reize »entrammen Körperzellen und ergeben die großen Bedürfnisse, Hunger, Atem, Sexualität – aber das Wort »Trieb« tritt hier noch nirgends auf. Der den Psychoneurosen zugrundeliegende Konflikt wird in dieser frühen Periode manchmal als Konflikt zwischen dem »Ich« und der »Sexualität« beschrieben, und obwohl die Bezeichnung »Libido« oft vorkommt, wird diese als Manifestation der »somatischen Sexualspannung« konzipiert, die Freud ihrerseits als einen chemischen Vorgang auffaßt. Erst in den *Drei Abhandlungen* (1905 d) wird die Libido *expressis verbis* als Ausdruck des Sexualtriebs eingeführt. Die Gegenpartei im Konflikt, das »Ich«, blieb noch weit länger undefiniert. Es wurde hauptsächlich in Verbindung mit seinen Funktionen – insbesondere »Verdrängung«, »Widerstand« und »Realitätsprüfung« – erörtert, aber von seiner Struktur oder Dynamik war noch kaum die Rede<sup>2</sup> (abgesehen von einem sehr frühen Versuch im vierzehnten Abschnitt von Teil I, »Einführung des »Ich«, des »Entwurfs« von 1895, 1950 a). Die »Selbsterhaltung«-Triebe waren noch kaum erwähnt worden, außer indirekt in Zusammenhang mit der Theorie, daß die Libido sich in früheren Entwicklungsphasen an sie

<sup>1</sup> S. am Schluß von Abschnitt III von Freuds erster Arbeit über Angstneurose (1895 b), *Studienausgabe*, Bd. 6, S. 46.

<sup>2</sup> Vgl. den Schluß der »Editorischen Vorbemerkung« zur Narzissmus-Arbeit (S. 40, oben) sowie eine Diskussion der »Realitätsprüfung« in der »Editorischen Vorbemerkung« zur »Metapsychologischen Ergänzung zur Traumlehre« (S. 177–8, unten).

anlehne<sup>1</sup>; es schien offenbar kein triftiger Grund zu bestehen, sie mit der Rolle, die das Ich als verdrängende Instanz im neurotischen Konflikt spielt, in Verbindung zu bringen. Scheinbar ganz unvermittelt führte Freud dann in einer kurzen Arbeit über psychogene Sehstörung (1910 f) den Terminus »Ich-Triebe« ein und identifizierte diese einerseits mit den Selbsterhaltungstrieben, andererseits mit der Funktion der Verdrängung. Von da an wird der Konflikt immer als Kampf zwischen zwei Triebarten, den libidinösen und den Ich-Trieben, dargestellt.

Die Einführung des »Narzissmus«-Konzepts schuf jedoch eine Komplikation. In seiner Arbeit über diese Theorie (1914 c) entwickelt Freud die Idee der »Idlibido« (oder »narzißischen Libido«), die das Ich besetzt, im Gegensatz zur »Objektlibido«, die die Objekte besetzt (S. 44, oben). Eine Passage in jener Arbeit (loc. cit.) wie auch eine Bemerkung in der hier vorliegenden (S. 87 f.) zeigen jedoch, daß er schon damals Zweifel hegte, ob seine dualistische Klassifikation der Triebe sich als haltbar erweisen würde. Wohl bestand er in der Schreiber-Analyse (1911 c) noch ausdrücklich auf der Unterscheidung zwischen »Ihbesetzungen« und »Libido« und zwischen »Interesse aus erotischen Quellen« und »Interesse überhaupt« – eine Unterscheidung, die in der Entgegnung auf Jung in der Narzissmus-Arbeit (S. 47–8, oben) wiederkehrt. Der Ausdruck »Interesse« kommt auch in der vorliegenden Schrift vor (S. 97), und in der 26. der *Vorlesungen zur Einführung* (1916–17) werden der »Libido« regelmäßig das »Ichinteresse« oder einfach »Interesse« gegenübergestellt. Dennoch blieb die Beschaffenheit dieser nicht-libidinösen Triebe dunkel. Der Wendepunkt bezüglich Freuds Triebklassifikation kam mit der Arbeit *Jenseits des Lustprinzips* (1920 g). In Kapitel VI dieser Arbeit gibt er das Unbefriedigende seiner bisher eingenommenen Position offen zu und erklärt ausdrücklich: »Diese narzißische Libido war natürlich auch die Kraftäußerung von Sexualtrieben im analytischen Sinne, die man mit den von Anfang an zugestrandenen »Selbsterhaltungstrieben« identifizieren mußte.« (S. 259 f., unten.) Er hielt jedoch noch immer daran fest, daß es außer den libidinösen auch noch andere Ich- und Objekttriebe gebe, und unter Beibehaltung der dualistischen Auffassung führte er in der Arbeit an dieser Stelle seine Todestrieb-Hypothese ein. Eine Darstellung der Entwicklung seiner Ansichten über die Klassifikation der Triebe bis zu diesem Punkt findet sich in der langen Fußnote am Ende von Kapitel VI von *Jenseits des Lustprinzips*, S. 269, unten; eine weitere Erörterung des Themas im Lichte seines damals neu konzipierten Modells von der Struktur der Psyche füllt Kapitel IV von *Das Ich und das Es* (1923 b), unten, S. 307 ff. In Kapitel VI von *Das Unbehagen in der Kultur* (1930 d) behandelt er das gesamte Gebiet noch einmal in allen

<sup>1</sup> S. beispielsweise eine Passage in den *Drei Abhandlungen* (1905 d), *Studienausgabe*, Bd. 5, S. 88; der Satz mit der ausdrücklichen Erwähnung der Lebenserhaltung wurde jedoch erst im Jahre 1915 hinzugefügt.

Einzelheiten; erstmals schenkt er den Aggressions- und Destruktionstrieben besondere Aufmerksamkeit. Er hatte diese bis dahin wenig beachtet, aufgenommen in jenen Phänomenen, wo sie (wie in Sadismus und Masochismus) mit libidinösen Elementen verschmolzen sind; nun erörtert er sie in ihrer reinen Form und erklärt sie als Abkömmlinge des Todestriebes<sup>1</sup>. Eine noch spätere Übersicht über das Thema findet sich in der zweiten Hälfte der 32. Vorlesung der *Neuen Folge* (1933 d), eine letzte Zusammenfassung schließlich in Kapitel II der posthumen Studie *Abriß der Psychoanalyse* (1940 a [1938]).

<sup>1</sup> Die editorische Vorbemerkung zum *Unbehagen in der Kultur* enthält eine ausführlichere Darstellung der Entwicklung von Freuds Ansichten zu diesem Thema (s. *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 194 ff.). Einige Bemerkungen über den Destruktionstrieb und die Möglichkeit seiner Sublimierung sind in zwei Briefen Freuds an Prinzessin Marie Bonaparte vom 27. Mai und 17. Juni 1937 enthalten. Die in diesem Zusammenhang wichtigen Sätze sind am Schluß der erwähnten Vorbemerkung (S. 196) abgedruckt.

Wir haben oftmals die Forderung vertreten gehört, daß eine Wissenschaft über klaren und scharf definierten Grundbegriffen aufgebaut sein soll. In Wirklichkeit beginnt keine Wissenschaft mit solchen Definitionen, auch die exaktesten nicht. Der richtige Anfang der wissenschaftlichen Tätigkeit besteht vielmehr in der Beschreibung von Erscheinungen, die dann weiterhin gruppiert, angeordnet und in Zusammenhänge eingetragene werden. Schon bei der Beschreibung kann man es nicht vermeiden, gewisse abstrakte Ideen auf das Material anzuwenden, die man irgendwoher, gewiß nicht aus der neuen Erfahrung allein, herbeiholt. Noch unentbehrlicher sind solche Ideen – die späteren Grundbegriffe der Wissenschaft – bei der weiteren Verarbeitung des Stoffes. Sie müssen zunächst ein gewisses Maß von Unbestimmtheit an sich tragen; von einer klaren Umzeichnung ihres Inhaltes kann keine Rede sein. Solange sie sich in diesem Zustande befinden, verständigt man sich über ihre Bedeutung durch den wiederholten Hinweis auf das Erfahrungsmaterial, dem sie entnommen scheinen, das aber in Wirklichkeit ihnen unterworfen wird. Sie haben also strenge genommen den Charakter von Konventionen, wobei aber alles darauf ankommt, daß sie doch nicht willkürlich gewählt werden, sondern durch bedeutsame Beziehungen zum empirischen Stoffe bestimmt sind, die man zu erraten verneint, noch ehe man sie erkennen und nachweisen kann. Erst nach gründlicher Erforschung des betreffenden Erscheinungsgelbietes kann man auch dessen wissenschaftliche Grundbegriffe schärfer erfassen und sie fortschreitend so abändern, daß sie in großem Umfange brauchbar und dabei durchaus widerspruchsfrei werden. Dann mag es auch an der Zeit sein, sie in Definitionen zu bannen. Der Fortschritt der Erkenntnis duldet aber auch keine Starrheit der Definitionen. Wie das Beispiel der Physik in glänzender Weise lehrt, erfahren auch die in Definitionen festgelegten »Grundbegriffe« einen stetigen Inhaltswandel<sup>1</sup>.

Ein solcher konventioneller, vorläufig noch ziemlich dunkler Grundbegriff, den wir aber in der Psychologie nicht entbehren können, ist der *Ein*. [Einem ähnlichen Gedankengang hatte Freud schon in seiner Narzißmus-Arbeit entwickelt (1914 c, S. 44-5, oben).]

des *Triebes*. Versuchen wir es, ihn von verschiedenen Seiten her mit Inhalt zu erfüllen.

Zunächst von seiten der Physiologie. Diese hat uns den Begriff des *Reizes* und das Reflexschema gegeben, demzufolge ein *von* außen her an das lebende Gewebe (der Nervensubstanz) gebrachter Reiz durch Aktion *nach* außen abgeführt wird. Diese Aktion wird dadurch zweckmäßig, daß sie die gereizte Substanz der Einwirkung des Reizes entzieht, aus dem Bereich der Reizwirkung entückt.

Wie verhält sich nun der »Trieb« zum »Reiz«? Es hindert uns nichts, den Begriff des Triebes unter den des Reizes zu subsumieren: der Trieb sei ein Reiz für das Psychische. Aber wir werden sofort davor gewarnt, Trieb und psychischen Reiz gleichzusetzen. Es gibt offenbar für das Psychische noch andere Reize als die Triebreize, solche, die sich den physiologischen Reizen weit ähnlicher benehmen. Wenn z. B. ein starkes Licht auf das Auge fällt, so ist das kein Triebreiz; wohl aber, wenn sich die Ausrocknung der Schlundschleimhaut fühlbar macht oder die Anätzung der Magenschleimhaut<sup>1</sup>.

Wir haben nun Material für die Unterscheidung von Triebreiz und anderem (physiologischem) Reiz, der auf das Seelische einwirkt, gewonnen. Erstens: Der Triebreiz stammt nicht aus der Außenwelt, sondern aus dem Innern des Organismus selbst. Er wirkt darum auch anders auf das Seelische und erfordert zu seiner Beseitigung andere Aktionen. Ferner: Alles für den Reiz Wesentliche ist gegeben, wenn wir annehmen, er wirke wie ein einmaliger Stoß; er kann dann auch durch eine einmalige zweckmäßige Aktion erledigt werden, als deren Typus die motorische Flucht vor der Reizquelle hinzustellen ist. Natürlich können sich diese Stöße auch wiederholen und summieren, aber das ändert nichts an der Auffassung des Vorganges und an den Bedingungen der Reizaufhebung. Der Trieb hingegen wirkt nie wie eine *momentane Stoßkraft*, sondern immer wie eine *konstante Kraft*. Da er nicht von außen, sondern vom Körperinnern her angreift, kann auch keine Flucht gegen ihn nützen. Wir heißen den Triebreiz besser »Bedürfnis«; was dieses Bedürfnis aufhebt, ist die »*Befriedigung*«. Sie kann nur durch eine zielgerechte (adäquate) Veränderung der inneren Reizquelle gewonnen werden.

Stellen wir uns auf den Standpunkt eines fast völlig hilflosen, in der Welt noch unorientierten Lebewesens, welches Reize in seiner Nerven-

<sup>1</sup> Vorausgesetzt nämlich, daß diese inneren Vorgänge die organischen Grundlagen der Bedürfnisse Durst und Hunger sind.

substanz anfängt<sup>1</sup>. Dies Wesen wird sehr bald in die Lage kommen, eine erste Unterscheidung zu machen und eine erste Orientierung zu gewinnen. Es wird einerseits Reize verspüren, denen es sich durch eine Muskelaktion (Flucht) entziehen kann, diese Reize rechnet es zu einer Außenwelt; andererseits aber auch noch Reize, gegen welche eine solche Aktion nutzlos bleibt, die trotzdem ihren konstant drängenden Charakter behalten; diese Reize sind das Kennzeichen einer Innenwelt, der Beweis für Triebbedürfnisse. Die wahrnehmende Substanz des Lebewesens wird so an der Wirksamkeit ihrer Muskelätigkeit einen Anhaltspunkt gewonnen haben, um ein »Außen« von einem »Innen« zu scheiden<sup>2</sup>.

Wir finden also das Wesen des Triebes zunächst in seinen Hauptcharakteren, der Herkunft von Reizquellen im Innern des Organismus, dem Auftreten als konstante Kraft, und leiten davon eines seiner weiteren Merkmale, seine Unbezwingbarkeit durch Fluchtaktionen ab. Während dieser Erörterungen mußte uns aber etwas auffallen, was uns ein weiteres Eingeständnis abnötigt. Wir bringen nicht nur gewisse Konventionen als Grundbegriffe an unser Erfahrungsmaterial heran, sondern bedienen uns auch mancher komplizierter *Voraussetzungen*, um uns bei der Bearbeitung der psychologischen Erscheinungswelt leiten zu lassen. Die wichtigste dieser Voraussetzungen haben wir bereits angeführt; es erübrigt uns nur noch, sie ausdrücklich hervorzuheben. Sie ist *biologischer* Natur, arbeitet mit dem Begriff der Tendenz (eventuell der Zweckmäßigkeit) und lautet: Das Nervensystem ist ein Apparat, dem die Funktion erteilt ist, die anlangenden Reize wieder zu beseitigen, auf möglichst niedriges Niveau herabzusetzen, oder der, wenn es nur

<sup>1</sup> Die folgende Hypothese über das Verhalten primitiver Lebewesen, samt dem Postulat eines diesem Verhalten zugrundeliegenden »Konstanzprinzips«, ist in ähnlicher Form schon in einigen der allerfrühesten psychologischen Arbeiten Freuds enthalten, so z. B. in Kapitel VII, Abschnitten C und E, der *Träumdeutung* (1900 d), *Studienausgabe*, Bd. 2, S. 538 ff. und S. 568 ff. Sie ist sogar noch davor, damals freilich noch in *neurologischen* Termin, in dem Posthum veröffentlichten Entwurf von 1895 (1950 a, Teil I, erster Abschnitt, »Erster Hauptsatz: Die quantitative Auffassung) formuliert worden – und auch, wenigstens kürzer, in Freuds Vortrag (1893 b) über die von Breuer und ihm gemeinsam veröffentlichte »Vorläufige Mitteilung« (1893 c) sowie im vorletzten Absatz seiner französisch geschriebenen Arbeit über hysterische Lähmungen (1893 c). Freud kam auf diese Hypothese in den Kapiteln I und IV von *Jenseits des Lustprinzips* (1920 g, unten, S. 217 ff. und S. 236 ff.) noch einmal zurück und erteilte sie erneut in »Das ökonomische Problem des Masochismus« (1924 g, unten, S. 343 ff.). Vgl. die Anmerkung auf S. 84–5, unten.]

<sup>2</sup> [S. weiter unten, S. 96 ff. Freud behandelte das Thema später noch einmal in seinem Artikel »Die Verneinung« (1925 h, S. 374 ff., unten) und in Kapitel I von *Das Unbehagen in der Kultur* (1930 d), *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 197 ff.]

möglich wäre, sich überhaupt reizlos erhalten wollte<sup>1</sup>. Nehmen wir an der Unbestimmtheit dieser Idee vorläufig keinen Anstoß und geben wir dem Nervensystem die Aufgabe – allgemein gesprochen: der *Reizbewältigung*. Wir sehen dann, wie sehr die Einführung der Triebe das einfache physiologische Reflexschema kompliziert. Die äußeren Reize stellen nur die eine Aufgabe, sich ihnen zu entziehen, dies geschieht dann durch Muskelbewegungen, von denen endlich eine das Ziel erreicht und dann als die zweckmäßige zur erblichen Disposition wird. Die im Innern des Organismus entstehenden Triebreize sind durch diesen Mechanismus nicht zu erledigen. Sie stellen also weit höhere Anforderungen an das Nervensystem, veranlassen es zu verwickelten, ineinandergreifenden Tätigkeiten, welche die Außenwelt so weit verändern, daß sie der inneren Reizquelle die Befriedigung bietet, und nötigen es vor allem, auf seine ideale Absicht der Reizfernhaltung zu verzichten, da sie eine unvermeidliche kontinuierliche Reizzufuhr unterhalten. Wir dürfen also wohl schließen, daß sie, die Triebe, und nicht die äußeren Reize, die eigentlichen Motoren der Fortschritte sind, welche das so unendlich leistungsfähige Nervensystem auf seine gegenwärtige Entwicklungshöhe gebracht haben. Natürlich steht nichts der Annahme im Wege, daß die Triebe selbst, wenigstens zum Teil, Niederschläge äußerer Reizwirkungen sind, welche im Laufe der Phylogenese auf die lebende Substanz verändernd einwirken.

Wenn wir dann finden, daß die Tätigkeit auch der höchstentwickelten Seelennapparate dem *Lustprinzip* unterliegt, d. h. durch Empfindungen der Lust-Unlustreihe automatisch reguliert wird, so können wir die weitere Voraussetzung schwerlich abweisen, daß diese Empfindungen die Art, wie die Reizbewältigung vor sich geht, wiedergeben. Sicherlich in dem Sinne, daß die Unlustempfindung mit Steigerung, die Lustempfindung mit Herabsetzung des Reizes zu tun hat. Die weitgehende Unbestimmtheit dieser Annahme wollen wir aber sorgfältig festhalten, bis es uns etwa gelingt, die Art der Beziehung zwischen Lust-Unlust und den Schwankungen der auf das Seelenleben wirkenden Reizgrößen zu erraten. Es sind gewiß sehr mannigfache und nicht sehr einfache solcher Beziehungen möglich<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> [Das ist das »Konstanzprinzip«, S. Anm. 1, oben, S. 83.]

<sup>2</sup> [Es ist offensichtlich, daß hier zwei Prinzipien betrieblige sind. Das eine ist das »Konstanzprinzip« (s. oben, S. 83f., und S. 83, Anm. 1). In *Jenseits des Lustprinzips* (1920 §), Kapitel I (unten, S. 219), spricht Freud erneut von »der Annahme, daß es ein Bestreben des gesamten Apparates sei, die in ihm vorhandene Quantität von Erregung möglichst niedrig oder wenigstens konstant zu erhalten«. Für dieses Prinzip wählte Freud in jener

Wenden wir uns nun von der biologischen Seite her der Betrachtung des Seelenlebens zu, so erscheint uns der »Trieb« als ein Grenz begriff zwischen Seelischem und Somatischem, als psychischer Repräsentant der aus dem Körperinnern stammenden, in die Seele gelangenden Reize, als ein Maß der Arbeitsanforderung, die dem Seelischen infolge seines Zusammenhanges mit dem Körperlichen auferlegt ist<sup>1</sup>.

Wir können nun einige Termini diskutieren, welche im Zusammenhang mit dem Begriffe *Trieb* gebraucht werden, wie: *Drang*, *Ziel*, *Objekt*, *Quelle* des *Triebes*.

Unter dem *Drange* eines Triebes versteht man dessen motorisches Moment, die Summe von Kraft oder das Maß von Arbeitsanforderung, das er repräsentiert. Der Charakter des Drängenden ist eine allgemeine Eigenschaft der Triebe, ja das Wesen derselben. Jeder *Trieb* ist ein Stück *Aktivität*; wenn man lässigerweise von passiven Trieben spricht, kann man nichts anderes meinen als *Triebe* mit passivem *Ziele*<sup>2</sup>.

Aber (S. 264) die Bezeichnung »Nirwanaprinzip«. Das zweite betrieblige Prinzip ist das »Lustprinzip«, das im obigen Text zu Beginn des Absatzes, zu dem diese Anmerkung gehört, genannt wird. Auch dieses wird in *Jenseits des Lustprinzips* (S. 217, unten) noch einmal formuliert: »In der psychoanalytischen Theorie nehmen wir unbedingt an, daß der Ablauf der seelischen Vorgänge automatisch durch das Lustprinzip reguliert wird ... daß er ... eine solche Richtung einschlägt, daß sein Endergebnis mit einer Herabsetzung dieser Spannung, also mit einer Vermeidung von Unlust oder Erzeugung von Lust zusammenfällt.« Freud scheint also angenommen zu haben, diese beiden Prinzipien seien eng aufeinander bezogen oder sogar identisch. So schrieb er schon im Entwurf von 1895 (1950a, Teil I, achter Abschnitt, »Das Bewußtsein«): »Da uns eine Tendenz des psychischen Lebens, *Unlust zu vermeiden*, sicher bekannt ist, sind wir versucht, diese mit der primären Tätigkeitstendenz [d. i. die Tendenz, Erregung zu vermeiden] zu identifizieren.« Eine ähnliche Auffassung vertritt er im Kapitel VII, Abschnitt E, der *Träumdeutung* (1900a), *Studienausgabe*, Bd. 2, S. 568. In der Passage im obigen Text schimmert jedoch ein Zweifel hinsichtlich der Enge der Beziehung zwischen den beiden Prinzipien durch. Dieser Zweifel erscheint in *Jenseits des Lustprinzips* (unten, S. 217f. und S. 271) noch verstärkt und wird in »Das ökonomische Problem des Masochismus« (1924c, unten, S. 343ff.) ziemlich ausführlich erörtert. Dort meint Freud, die beiden Prinzipien könnten nicht identisch sein, da es zweifellos Zustände wachsender Spannung gebe, die lustvoll seien (z. B. sexuelle Erregung); er legt dann die Annahme vor (die in den beiden soeben erwähnten Passagen in *Jenseits des Lustprinzips* schon angedeutet ist), daß die Lust- bzw. unlustvolle Qualität eines Zustandes mit einem zeitlichen Faktor (oder Rhythmus) in den Änderungen der Reizquantität zusammenhänge. Er kommt zu dem Schluß, daß die beiden Prinzipien jedenfalls nicht als identisch zu betrachten seien: das Lustprinzip sei eine *Modifikation* des Nirwanaprinzips. Das Nirwanaprinzip gehöre dem »Todestrieb« zu, und seine Umwandlung in das Lustprinzip sei auf den Einfluß des »Lebenstriebes« oder der Libido zurückzuführen.]

<sup>1</sup> [S. die Diskussion in der Editorischen Vorbemerkung, oben, S. 76–7.]

<sup>2</sup> [Über die aktive Natur der Triebe finden sich einige Bemerkungen in einer 1915 hinzugefügten Fußnote zu Abschnitt 4 der dritten von Freuds *Drei Abhandlungen*

Das Ziel eines Triebes ist allemal die Befriedigung, die nur durch Aufhebung des Reizzustandes an der Triebquelle erreicht werden kann. Aber wenn auch dies Endziel für jeden Trieb unveränderlich bleibt, so können doch verschiedene Wege zum gleichen Endziel führen, so daß sich mannigfache nähere oder intermediäre Ziele für einen Trieb ergeben können, die miteinander kombiniert oder gegeneinander vertauscht werden. Die Erfahrung gestattet uns auch, von »zielgebenden« Trieben zu sprechen bei Vorgängen, die ein Stück weit in der Richtung der Triebbefriedigung zugelassen werden, dann aber eine Hemmung oder Ablenkung erfahren. Es ist anzunehmen, daß auch mit solchen Vorgängen eine partielle Befriedigung verbunden ist.

Das Objekt des Triebes ist dasjenige, an welchem oder durch welches der Trieb sein Ziel erreichen kann. Es ist das variabelste am Trieb, nicht ursprünglich mit ihm verknüpft, sondern ihm nur infolge seiner Eignung zur Ermöglichung der Befriedigung zugeordnet. Es ist nicht notwendig ein fremder Gegenstand, sondern ebensowohl ein Teil des eigenen Körpers. Es kann im Laufe der Lebensschicksale des Triebes beliebig oft gewechselt werden; dieser Verschiebung des Triebes fallen die bedeutsamsten Rollen zu. Es kann der Fall vorkommen, daß dasselbe Objekt gleichzeitig mehreren Trieben zur Befriedigung dient, nach Alfred Adler [1908] der Fall der *Triebverschmäkung*<sup>1</sup>. Eine besonders innige Bindung des Triebes an das Objekt wird als *Fixierung* desselben hervorgehoben. Sie vollzieht sich oft in sehr frühen Perioden der Triebentwicklung und macht der Beweglichkeit des Triebes ein Ende, indem sie der Lösung intensiv widerstrebt.<sup>2</sup>

Unter der *Quelle* des Triebes versteht man jenen somatischen Vorgang in einem Organ oder Körperteil, dessen Reiz im Seelenleben durch den Trieb repräsentiert ist. Es ist unbekannt, ob dieser Vorgang regelmäßig chemischer Natur ist oder auch der Entbindung anderer, z. B. mechanischer Kräfte entsprechen kann. Das Studium der Triebquellen gehört der Psychologie nicht mehr an; obwohl die Herkunft aus der somatischen Quelle das schlechteste Entscheidende für den Trieb ist, wird er uns im Seelenleben doch nicht anders als durch seine Ziele bekannt. Die

[1905 d), *Studienausgabe*, Bd. 5, S. 123 f. – Eine Kritik an Adler wegen seines Mißverständnisses des »drängenden« Charakters der Triebe erscheint am Ende des zweiten Abschnitts von Teil III der Analyse des »kleinen Hans« (1909 b), *Studienausgabe*, Bd. 8, S. 117–8.]

<sup>1</sup> [Zwei Beispiele hierfür gibt Freud in der Analyse des »kleinen Hans« (1909 b), *Studienausgabe*, Bd. 8, S. 93 und S. 107–8.]

<sup>2</sup> [Vgl. unten, S. 109.]

genauere Erkenntnis der Triebquellen ist für die Zwecke der psychologischen Forschung nicht durchwegs erforderlich. Manchmal ist der Rückschluß aus den Zielen des Triebes auf dessen Quellen gesichert.

Soll man annehmen, daß die verschiedenen aus dem Körperlichen stammenden, auf das Seelische wirkenden Triebe auch durch verschiedene *Qualitäten* ausgezeichnet sind und darum in qualitativ verschiedener Art sich im Seelenleben benehmen? Es scheint nicht gerechtfertigt; man reicht vielmehr mit der einfacheren Annahme aus, daß die Triebe alle qualitativ gleichartig sind und ihre Wirkung nur den Erregungsgrößen, die sie führen, verdanken, vielleicht noch gewissen Funktionen dieser Quantität. Was die psychischen Leistungen der einzelnen Triebe voneinander unterscheidet, läßt sich auf die Verschiedenheit der Triebquellen zurückführen. Es kann allerdings erst in einem späteren Zusammenhang klargestellt werden, was das Problem der Triebqualität bedeutet.<sup>1</sup>

Welche Triebe darf man aufstellen und wie viele? Dabei ist offenbar der Willkür ein weiter Spielraum gelassen. Man kann nichts dagegen einwenden, wenn jemand den Begriff eines Spieltriebes, Destruktionstriebes, Geselligkeitstriebes in Anwendung bringt, wo der Gegenstand es fordert und die Beschränkung der psychologischen Analyse es zuläßt. Man sollte aber die Frage nicht außer acht lassen, ob diese einerseits so sehr spezialisierten Triebmotive nicht eine weitere Zerlegung in der Richtung nach den Triebquellen gestatten, so daß nur die weiter nicht zerlegbaren Urtriebe eine Bedeutung beanspruchen können.

Ich habe vorgeschlagen, von solchen Urtrieben zwei Gruppen zu unterscheiden, die der *Ich-* oder *Selbsterhaltungstriebe* und die der *Sexualtriebe*. Dieser Aufstellung kommt aber nicht die Bedeutung einer notwendigen Voraussetzung zu, wie z. B. der Annahme über die biologische Tendenz des seelischen Apparates (s. oben [S. 83 f.]); sie ist eine bloße Hilfskonstruktion, die nicht länger festgehalten werden soll, als sie sich nützlich erweist, und deren Ersetzung durch eine andere an den Ergebnissen unserer beschreibenden und ordnenden Arbeit wenig ändern wird. Der Anlaß zu dieser Aufstellung hat sich aus der Entwicklungsgeschichte der Psychoanalyse ergeben, welche die Psychoneurosen, und zwar die als »Übertragungsneurosen« zu bezeichnende Gruppe dersel-

<sup>1</sup> [Es ist nicht klar, welchen »späteren Zusammenhang« Freud hier meint.]

ben (Hysterie und Zwangsneurose), zum ersten Objekt nahm und an ihnen zur Einsicht gelangte, daß ein Konflikt zwischen den Ansprüchen der Sexualität und denen des Ichs an der Wurzel jeder solchen Affektion zu finden sei. Es ist immerhin möglich, daß ein eindringendes Studium der anderen neurotischen Affektionen (vor allem der narzißtischen Psychoneurosen: der Schizophrenien) zu einer Abänderung dieser Formel und somit zu einer anderen Gruppierung der Urtriebe nötigen wird. Aber gegenwärtig kennen wir diese neue Formel nicht und haben auch noch kein Argument gefunden, welches der Gegenüberstellung von Ich- und Sexualtrieben ungünstig wäre<sup>1</sup>.

Es ist mir überhaupt zweifelhaft, ob es möglich sein wird, auf Grund der Bearbeitung des psychologischen Materials entscheidende Winke zur Scheidung und Klassifizierung der Triebe zu gewinnen. Es erscheint vielmehr notwendig, zum Zwecke dieser Bearbeitung bestimmte Annahmen über das Triebelben an das Material heranzubringen, und es wäre wünschenswert, daß man diese Annahmen einem anderen Gebiete entnehmen könnte, um sie auf die Psychologie zu übertragen. Was die Biologie hierfür leistet, läuft der Sonderung von Ich- und Sexualtrieben gewiß nicht zuwider. Die Biologie lehrt, daß die Sexualität nicht gleichzustellen ist den anderen Funktionen des Individuums, da ihre Tendenzen über das Individuum hinausgehen und die Produktion neuer Individuen, also die Erhaltung der Art, zum Inhalt haben. Sie zeigt uns ferner, daß zwei Auffassungen des Verhältnisses zwischen Ich und Sexualität wie gleichberechtigt nebeneinanderstehen, die eine, nach welcher das Individuum die Hauptsache ist und die [die] Sexualität als eine seiner Betätigungen, die Sexualbefriedigung als eines seiner Bedürfnisse wertet, und eine andere, derzufolge das Individuum ein zeitweiliger und vergänglicher Anhang an das quasi unsterbliche Keimplasma ist, welches ihm von der Generation anvertraut wurde<sup>2</sup>. Die Annahme, daß sich die Sexualfunktion durch einen besonderen Chemismus von den anderen Körpervorgängen scheidet, bildet, soviel ich weiß, auch eine Voraussetzung der Ehrlich'schen biologischen Forschung<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> [S. die, *Etiohistorische Vorbemerkung*, oben, S. 79.]

<sup>2</sup> [S. Anm. 1, S. 46, oben. Die gleiche Auffassung vertritt Freud zu Beginn der 26. seiner *Vorlesungen zur Einführung* (1916-17), *Studienausgabe*, Bd. 1, S. 399. S. auch Kapitel VI von *Jenseits des Lustprinzips* (1920 g), unten, S. 254 ff.]

<sup>3</sup> [Diese Hypothese war von Freud bereits in der ersten Auflage seiner *Drei Abhandlungen* (1905 d), *Studienausgabe*, Bd. 5, S. 120, Anm., angekindigt worden. Er hatte sie jedoch schon mindestens zehn Jahre früher vertreten. S. beispielsweise das vermutlich 1895 geschriebene Manuskript I in den *Fißß-Briefen* (1950 d).]

Da das Studium des Triebelbens vom Bewußtsein her kaum übersteigbare Schwierigkeiten bietet, bleibt die psychoanalytische Erforschung der Seelenstörungen die Hauptquelle unserer Kenntnis. Ihren Entwicklungsgang entsprechend hat uns aber die Psychoanalyse bisher nur über die Sexualtriebe einigermaßen befriedigende Auskünfte bringen können, weil sie gerade nur diese Triebgruppe an den Psychoneurosen wie isoliert beobachten konnte. Mit der Ausdehnung der Psychoanalyse auf die anderen neurotischen Affektionen wird gewiß auch unsere Kenntnis der Ichtriebe begründet werden, obwohl es vermessen erscheint, auf diesem weiteren Forschungsgebiete ähnlich günstige Bedingungen für die Beobachtung zu erwarten.

Zu einer allgemeinen Charakteristik der Sexualtriebe kann man folgendes aussagen: Sie sind zahlreich, entstammen vielfältigen organischen Quellen, betätigen sich zunächst unabhängig voneinander und werden erst spät zu einer mehr oder minder vollkommenen Synthese zusammengefaßt. Das Ziel, das jeder von ihnen anstrebt, ist die Erreichung der *Organlust*<sup>1</sup>; erst nach vollzogener Synthese treten sie in den Dienst der *Fortpflanzungsfunktion*, womit sie dann als Sexualtriebe allgemein kenntlich werden. Bei ihrem ersten Auftreten lehnen sie sich zuerst an die Erhaltungstriebe an, von denen sie sich erst allmählich ablösen, folgen auch bei der Objektfindung den *Wegen*, die ihnen die Ichtriebe weisen<sup>2</sup>. Ein Anteil von ihnen bleibt den Ichtrieben zeit lebens gesellt und startet diese mit *libidinösen* Komponenten aus, welche während der normalen Funktion leicht übersehen und erst durch die Erkrankung klargelegt werden<sup>3</sup>. Sie sind dadurch ausgezeichnet, daß sie in großem Ausmaße vikarierend füreinander eintreten und leicht ihre Objekte wechseln können. Infolge der letztgenannten Eigenschaften sind sie zu Leistungen befähigt, die weitab von ihren ursprünglichen Zielhandlungen liegen. (*Sublimierung*.)

Die Untersuchung, welche Schicksale Triebe im Laufe der Entwicklung und des Lebens erfahren können, werden wir auf die uns besser bekannten Sexualtriebe einschränken müssen. Die Beobachtung lehrt uns als solche Triebchicksale folgende kennen:

<sup>1</sup> [«Organlust» (d. i. Lust, die sich an eines der Körperorgane anheftet) verwendet Freud hier abscheidend zum erstenmal. Er eröffnet den Terminus ausführlicher in der 21. der *Vorlesungen zur Einführung* (1916-17), *Studienausgabe*, Bd. 1, S. 319 ff. Der ihm zugrundeliegende Gedanke geht natürlich noch viel weiter zurück; s. beispielsweise die einleitende Passage der dritten der *Drei Abhandlungen* (1905 d), *Studienausgabe*, Bd. 5, S. 112.]

<sup>2</sup> [Vgl. *Zur Einführung des Narzißmus* (1914 c), oben, S. 53-4.]

<sup>3</sup> [Ibid., S. 49, oben.]

Die Verkehrung ins Gegenteil.

Die Wendung gegen die eigene Person.

Die Verdrängung.

Die Sublimierung.

Da ich die Sublimierung hier nicht zu behandeln gedenke<sup>1</sup>, die Verdrängung aber ein besonderes Kapitel beansprucht [s. die nachfolgende Arbeit, S. 107], erübrigt uns nur Beschreibung und Diskussion der beiden ersten Punkte. Mit Rücksicht auf Motive, welche einer direkten Fortsetzung der Triebe entgegenwirken, kann man die Triebschicksale auch als Arten der *Abwehr* gegen die Triebe darstellen.

Die *Verkehrung ins Gegenteil* löst sich bei näherem Zusehen in zwei verschiedene Vorgänge auf, in die *Wendung* eines Triebes *von der Aktivität zur Passivität* und in die *inhaltliche Verkehrung*. Beide Vorgänge sind, weil wesensverschieden, auch gesondert zu behandeln.

Beispiele für den ersteren Vorgang ergeben die Gegensatzpaare Sadismus–Masochismus und Schaulust–Exhibition. Die *Verkehrung* betrifft nur die *Ziele* des Triebes; für das aktive Ziel: quälen, beschauen, wird das passive: gequält werden, beschaут werden eingesetzt. Die inhaltliche Verkehrung findet sich in dem einen Falle der Verwandlung des Liebens in ein Hassen.

Die *Wendung gegen die eigene Person* wird uns durch die Erwägung nahegelegt, daß der Masochismus ja ein gegen das eigene Ich gewendeter Sadismus ist, die Exhibition das Beschauen des eigenen Körpers mit einschließt. Die analytische Beobachtung läßt auch keinen Zweifel daran bestehen, daß der Masochist das Wüten gegen seine Person, der Exhibitionist das Entblößen derselben mitgenießt. Das Wesentliche an dem Vorgang ist also der Wechsel des *Objektes* bei ungewändertem Ziel.

Es kann uns indes nicht entgehen, daß Wendung gegen die eigene Person und Wendung von der Aktivität zur Passivität in diesen Beispielen zusammentreffen oder zusammenfallen. Zur Klarstellung der Beziehungen wird eine gründlichere Untersuchung unerlässlich.

Beim Gegensatzpaar Sadismus–Masochismus kann man den Vorgang folgendermaßen darstellen:

a) Der Sadismus besteht in Gewalttätigkeit, Machtbetätigung gegen eine andere Person als Objekt.

<sup>1</sup> [Das Problem der Sublimierung war schon in der Narzissus-Arbeit (oben, S. 61–2) angeschnitten worden; möglicherweise war es das Thema einer der verlorengegangenen metapsychologischen Arbeiten Frouds. (S. die »Editorische Einleitung«, S. 72.)]

b) Dieses Objekt wird aufgegeben und durch die eigene Person ersetzt. Mit der Wendung gegen die eigene Person ist auch die Verwandlung des aktiven Triebzieles in ein passives vollzogen.

c) Es wird neuerdings eine fremde Person als Objekt gesucht, welche infolge der eingetretenen Zielverwandlung die Rolle des Subjekts übernehmen muß<sup>1</sup>.

Fall c ist der des gemeinhin so genannten Masochismus. Die Befriedigung erfolgt auch bei ihm auf dem Wege des ursprünglichen Sadismus, indem sich das passive Ich phantastisch in seine frühere Stelle versetzt, die jetzt dem fremden Subjekt<sup>2</sup> überlassen ist. Ob es auch eine direktere masochistische Befriedigung gibt, ist durchaus zweifelhaft. Ein ursprünglicher Masochismus, der nicht auf die beschriebene Art aus dem Sadismus entstanden wäre, scheint nicht vorzukommen<sup>3</sup>. Daß die Annahme der Stufe b nicht überflüssig ist, geht wohl aus dem Verhalten des sadistischen Triebes bei der Zwangsneurose hervor. Hier findet sich die Wendung gegen die eigene Person ohne die Passivität gegen eine neue. Die Verwandlung geht nur bis zur Stufe b. Aus der Quälsucht wird Selbstquälerei, Selbstbestrafung, nicht Masochismus. Das aktive Verbun wandelt sich nicht in das Passivum, sondern in ein reflexives Medium<sup>4</sup>.

Die Auffassung des Sadismus wird auch durch den Umstand beeinträchtigt, daß dieser Trieb neben seinem allgemeinen Ziel (vielleicht besser: innerhalb desselben) eine ganz spezielle Zielhandlung anstreben scheint. Neben der Demütigung, Überwältigung, die Zufügung von Schmerzen. Nun scheint die Psychoanalyse zu zeigen, daß das Schmerzfügen unter den ursprünglichen Zielhandlungen des Triebes keine Rolle spielt. Das sadistische Kind zieht die Zufügung von Schmerzen nicht in Betracht und beabsichtigt sie nicht. Wenn sich aber einmal

<sup>1</sup> [Obwohl der Sinn dieser Sätze im großen ganzen klar ist, bedarf die Verwendung des Wortes »Subjekt« vielleicht der Verdeutlichung. In der Regel werden »Subjekt« und »Objekt« so gebraucht, daß »Subjekt« die Person ist, in welcher die Triebreugung (oder ein anderer seelischer Zustand) entsteht, »Objekt« die Person oder die Sache, auf welche diese Triebreugung sich richtet. Hier scheint jedoch mit »Subjekt« die Person gemeint zu sein, die in der betreffenden Beziehung die aktive Rolle übernommen hat, also die handelnde Person. Diese Bedeutung wird noch augenfälliger in der parallelen Passage auf S. 92 sowie an anderen Stellen weiter unten.]

<sup>2</sup> [S. die vorangehende Anmerkung.]

<sup>3</sup> [Zusatz 1924:] In späteren Arbeiten (siehe: »Das ökonomische Problem des Masochismus«, 1924 [c, unten, S. 341–2]) habe ich im Zusammenhang mit Problemen des Trieblebens mich zu einer gegenläufigen Auffassung bekannt.

<sup>4</sup> [Die Anspielung bezieht sich auf die Verhaltensrichtung des griechischen Verbs.]

die Umwandlung in Masochismus vollzogen hat, eignen sich die Schmerzen sehr wohl, ein passives masochistisches Ziel abzugeben, denn wir haben allen Grund anzunehmen, daß auch die Schmerz- wie andere Unlustempfindungen auf die Sexualerregung übergreifen und einen lustvollen Zustand erzeugen, um dessentwillen man sich auch die Unlust des Schmerzes gefallen lassen kann<sup>1</sup>. Ist das Empfinden von Schmerzen einmal ein masochistisches Ziel geworden, so kann sich rückgriffend auch das sadistische Ziel, Schmerzen zuzufügen, ergeben, die man, während man sie anderen erzeugt, selbst masochistisch in der Identifizierung mit dem leidenden Objekt genießt. Natürlich genießt man in beiden Fällen nicht den Schmerz selbst, sondern die ihn begleitende Sexualerregung, und dies dann als Sadist besonders bequem. Das Schmerzgenießen wäre also ein ursprünglich masochistisches Ziel, das aber nur beim ursprünglich Sadistischen zum Triebziele werden kann. Der Vollständigkeit zuliebe füge ich an, daß das *Mitleid* nicht als ein Ergebnis der Triebverwandlung beim Sadismus beschrieben werden kann, sondern die Auffassung einer *Reaktionsbildung* gegen den Trieb (über den Unterschied s. später<sup>2</sup>) erfordert.

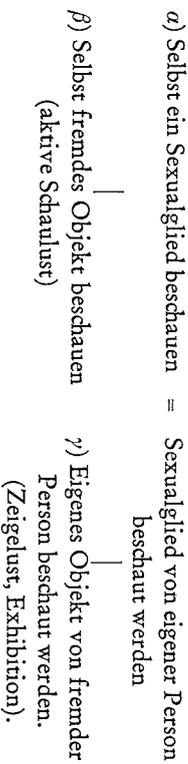
Etwas andere und einfachere Ergebnisse liefert die Untersuchung eines anderen Gegensatzpaares, der Triebe, die das Schauen und Sitzzeigen zum Ziele haben. (Voyeur und Exhibitionist in der Sprache der Perversionen.) Auch hier kann man die nämlichen Stufen aufstellen wie im vorigen Falle: *a*) Das Schauen als *Aktivität* gegen ein fremdes Objekt gerichtet; *b*) das Aufgeben des Objektes, die Wendung des Schauriebes gegen einen Teil des eigenen Körpers, damit die Verkehrung in Passivität und die Aufstellung des neuen Zieltes: beschaut zu werden; *c*) die Einsetzung eines neuen Subjektes<sup>3</sup>, dem man sich zeigt, um von ihm beschaut zu werden. Es ist auch kaum zweifelhaft, daß

<sup>1</sup> [S. eine Passage in der zweiten der *Drei Abhandlungen* (1905 d), *Studienausgabe*, Bd. 5, S. 108-9.]

<sup>2</sup> [Es ist nicht klar, worauf sich dies beziehen soll, es sei denn, daß es sich wieder um eine verlorene Arbeit über Sublimierung handelt. Einige Bemerkungen zum Thema finden sich allerdings in »Zeitgenäses über Krieg und Tod« (1915 b), *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 41. Diese aber können hier nicht gemeint sein, denn jene Arbeit war ursprünglich in einem anderen Band enthalten. In einer 1915 (dem Jahr, in welchem die vorliegende Arbeit entstand) den *Drei Abhandlungen* (1905 d) hinzugefügten Fußnote betont Freud, daß Sublimierung und Reaktionsbildung als zwei verschiedene Prozesse zu betrachten seien (*Studienausgabe*, Bd. 5, S. 86). — Eine andere Auffassung über den Ursprung des Mitleids findet sich in der Fallgeschichte des »Wolfsmannes« (1918 b), *Studienausgabe*, Bd. 8, S. 201-2, die jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach schon Ende 1914, also einige Monate vor dieser Arbeit, niedergeschrieben worden ist.]

<sup>3</sup> [D. i. einer handelnden Person; s. Anm. 1 auf S. 91.]

das aktive Ziel früher auftritt als das passive, das Schauen dem Beschauer werden vorangeht. Aber eine bedeutsame Abweichung vom Falle des Sadismus liegt darin, daß beim Schaurtrieb eine noch frühere Stufe als die mit *a* bezeichnete zu erkennen ist. Der Schaurtrieb ist nämlich zu Anfang seiner Betätigung autoerotisch, er hat wohl ein Objekt, aber er findet es am eigenen Körper. Erst späterhin wird er dazu geleitet (auf dem Wege der Vergleichen), dies Objekt mit einem analogen des fremden Körpers zu vertauschen (Stufe *a*). Diese Vorstufe ist nun dadurch interessant, daß aus ihr die beiden Situationen des resultierenden Gegensatzpaares hervorgehen, je nachdem der Wechsel an der einen oder anderen Stelle vorgenommen wird. Das Schema für den Schaurtrieb könnte lauten:



Eine solche Vorstufe fehlt dem Sadismus, der sich von vornherein auf ein fremdes Objekt richtet, obwohl es nicht gerade widersinnig wäre, sie aus den Bemühungen des Kindes, das seiner eigenen Glieder Herr werden will, zu konstruieren<sup>1</sup>.

Für beide hier betrachteten Triebbeispiele gilt die Bemerkung, daß die Triebverwandlung durch Verkehrung der Aktivität in Passivität und Wendung gegen die eigene Person eigentlich niemals am ganzen Betrage der Triebregung vorgenommen wird. Die ältere, aktive Triebrichtung bleibt in gewissem Ausmaße neben der jüngeren, passiven bestehen, auch wenn der Prozeß der Tribumwandlung sehr ausgebleibt ausgefallen ist. Die einzig richtige Aussage über den Schaurtrieb müßte lauten, daß alle Entwicklungsstufen des Triebes, die autoerotische Vorstufe wie die aktive und passive Endgestaltung nebeneinander bestehenbleiben, und diese Behauptung wird evident, wenn man anstatt der Triebhandlungen den Mechanismus der Befriedigung zur Grundlage seines Urteiles nimmt. Vielleicht ist übrigens noch eine andere Auffassungs- und Darlegungsweise gerechtfertigt. Man kann sich jedes Triebleben in einzelne zeitlich geschiedene und innerhalb der (beliebigen) Zeiteinheit gleichartige Schübe zerlegen, die sich etwa zueinander verhalten wie sukzes-

<sup>1</sup> [Zusatz 1924.] Siehe Anmerkung [3] auf Seite 91.

sive Lavaeruptionen. Dann kann man sich etwa vorstellen, die erste und ursprünglichere Trieberuption setze sich ungeändert fort und erfahre überhaupt keine Entwicklung. Ein nächster Schub unterliege von Anfang an einer Veränderung, etwa der Wendung zur Passivität, und addiere sich nun mit diesem neuen Charakter zum früheren hinzu usw. Überblickt man dann die Triebreugung von ihrem Anfang an bis zu einem gewissen Haltepunkt, so muß die beschriebene Sukzession der Schübe das Bild einer bestimmten Entwicklung des Triebes ergeben.

Die Tatsache, daß zu jener späteren Zeit der Entwicklung neben einer Triebreugung ihr (passiver) Gegensatz zu beobachten ist, verdient die Hervorhebung durch den trefflichen, von Bleuler eingeführten Namen: *Ambivalenz*<sup>1</sup>.

Die Triebentwicklung wäre unserem Verständnis durch den Hinweis auf die Entwicklungsgeschichte des Triebes und die Permanenz der Zwischenstufen nahegerückt. Das Ausmaß der nachweisbaren Ambivalenz wechselt erfahrungsgemäß in hohem Grade bei Individuen, Menschengruppen oder Rassen. Eine ausgiebige Triebambivalenz bei einem heute Lebenden kann als archaisches Erbtteil aufgefaßt werden, da wir Grund zur Annahme haben, der Anteil der unveränderten aktiven Regungen am Trieleben sei in Urzeiten größer gewesen als durchschnittlich heute<sup>2</sup>.

Wir haben uns daran gewöhnt, die frühe Entwicklungsphase des Ichs, während welcher dessen Sexualtriebe sich autoerotisch befriedigen, *Narzissmus* zu heißen, ohne zunächst die Beziehung zwischen Autoerotismus und Narzissmus in Diskussion zu ziehen. Dann müssen wir von der Vorstufe des Schautriebes, auf der die Schaulust den eigenen Körper zum Objekt hat, sagen, sie gehöre dem Narzissmus an, sei eine narzissistische Bildung. Aus ihr entwickle sich der aktive Schautrieb, in-

dem er den Narzissmus verläßt, der passive Schautrieb halte aber das narzissistische Objekt fest. Ebenso bedeute die Umwandlung des Sadius in Masochismus eine Rückkehr zum narzissistischen Objekt, während in beiden Fällen [d. h. der passiven Schaulust und dem Masochismus] das narzissistische Subjekt durch Identifizierung mit einem anderen, fremden Ich vertauscht wird. Mir Rücksichtnahme auf die konstruierte narzissistische Vorstufe des Sadius nähern wir uns so der allgemeineren Einsicht, daß die Triebchicksale der Wendung gegen das eigene Ich und der Verkehrung von Aktivität in Passivität von der narzissistischen Organisation des Ichs abhängig sind und den Stempel dieser Phase an sich tragen. Sie entsprechen vielleicht den Abwehrversuchen, die auf höheren Stufen der Ichentwicklung mit anderen Mitteln durchgeführt werden. [S. oben, S. 89-90.]

Wir besinnen uns hier, daß wir bisher nur die zwei Triebgegensatzpaare: Sadius-Masochismus und Schaulust-Zeiglust in Erörterung gezogen haben. Es sind dies die bestbekanntesten ambivalent auftretenden Sexualtriebe. Die anderen Komponenten der späteren Sexualfunktion sind der Analyse noch nicht genug zugänglich geworden, um sie in ähnlicher Weise diskutieren zu können. Wir können von ihnen allgemein aussagen, daß sie sich *autoerotisch* betätigen, d. h., ihr Objekt verabschwindet gegen das Organ, das ihre Quelle ist, und fällt in der Regel mit diesem zusammen. Das Objekt des Schautriebes, obwohl auch zuerst ein Teil des eigenen Körpers, ist doch nicht das Auge selbst, und beim Sadius weist die Organquelle, wahrscheinlich die aktionsfähige Muskulatur, direkt auf ein anderes Objekt, sei es auch am eigenen Körper, hin. Bei den autoerotischen Trieben ist die Rolle der Organquelle so ausschlaggebend, daß nach einer ansprechenden Vermutung von P. Federn (1913) und L. Jekels (1913) Form und Funktion des Organs über die Aktivität und Passivität des Triebzieles entscheiden.

Die Verwandlung eines Triebes in sein (materielles) Gegenteil<sup>1</sup> wird nur in einem Falle beobachtet, bei der *Umsetzung von Liebe in Haß*<sup>2</sup>. Da diese beiden besonders häufig gleichzeitig auf dasselbe Objekt gerichtet vorkommen, ergibt diese Koexistenz auch das bedeutsamste Beispiel einer Gefühlambivalenz. [S. Anm. 1, S. 94.]

Der Fall von Liebe und Haß erwirbt ein besonderes Interesse durch den Umstand, daß er der Einreihung in unsere Darstellung der Triebe

<sup>1</sup> [D. i. die *inhaltliche* Verkehrung eines Triebes, vgl. S. 90.]

<sup>2</sup> [Vor der Auflage von 1924 hieß es hier »Umsetzung von Liebe und Haß«.]

<sup>1</sup> [Der Terminus »Ambivalenz« wurde von Bleuler geprägt (1910) und (1911, 43 und 305), steht aber von ihm nicht im obigen Sinne verwendet worden zu sein. Er unterscheidet drei Arten von Ambivalenz: 1. affektive, d. h. Schwanken zwischen Liebe und Haß; 2. Ambivalenz des Willens, d. h. Unfähigkeit, sich zum Handeln zu entschließen; 3. intellektuelle Ambivalenz, d. h. Schwanken zwischen entgegengesetzten Auffassungen. Freud benutzte den Terminus im allgemeinen in der ersten Bedeutung. Vgl. z. B. die früheste Stelle, an der er ihn u. W. verwendet, gegen Ende der Arbeit »Zur Dynamik der Übertragung« (1912 b), *Studienausgabe*, S. 166, und danach in der vorliegenden Arbeit (unten, S. 95 und S. 101). Der Satz im obigen Text ist eine der wenigen Stellen, wo Freud den Terminus auf Aktivität und Passivität bezogen verwendet. Ein weiteres Beispiel für diesen ungewöhnlichen Gebrauch bietet eine Passage in Abschnitt III der Krankengeschichte des »Wolfsmannes« (1918 b), *Studienausgabe*, Bd. 8, S. 146.]

<sup>2</sup> [S. *Totem und Tabu* (1912-13), *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 356.]

widerstrebt. Man kann an der innigsten Beziehung zwischen diesen beiden Gefühlsgegensätzen und dem Sexualleben nicht zweifeln, muß sich aber natürlich dagegen sträuben, das Lieben etwa als einen besonderen Partiatrieb der Sexualität wie die anderen aufzufassen. Man möchte eher das Lieben als den Ausdruck der ganzen Sexualstrebung ansehen, kommt aber auch damit nicht zurecht und weiß nicht, wie man ein materielles Gegenteil dieser Strebung verstehen soll.

Das Lieben ist nicht nur eines, sondern dreier Gegensätze fähig. Außer dem Gegensatz: lieben-hassen gibt es den anderen: lieben-geliebt werden, und überdies setzen sich lieben und hassen zusammengenommen dem Zustande der Indifferenz oder Gleichgültigkeit entgegen. Von diesen drei Gegensätzen entspricht der zweite, der von lieben-geliebt werden, durchaus der Wendung von der Aktivität zur Passivität und läßt auch die nämliche Zurückführung auf eine Grundsituation wie beim Schaurtrieb zu. Diese heißt: *sich selbst lieben*, was für uns die Charakteristik des Narzissmus ist. Je nachdem nun das Objekt oder das Subjekt gegen ein fremdes vertauscht wird, ergibt sich die aktive Zielstrebung des Liebens oder die passive des Geliebtwerdens, von denen die letztere dem Narzissmus nahe verbleibt.

Vielleicht kommt man dem Verständnis der mehrfachen Gegenteile des Liebens näher, wenn man sich besinnt, daß das seelische Leben überhaupt von *drei Polaritäten* beherrscht wird, den Gegensätzen von: *Subjekt (Ich)-Objekt (Außenwelt)*.

*Lust-Unlust.*

*Aktiv-Passiv.*

Der Gegensatz von Ich-Nicht-Ich (Außen), (Subjekt-Objekt), wird dem Einzelwesen, wie wir bereits [S. 83] erwähnt haben, frühzeitig aufgedrängt durch die Erfahrung, daß es Außenreize durch seine Muskelaktion zum Schweigen bringen kann, gegen Triebreize aber wehrlos ist. Er bleibt vor allem in der intellektuellen Betätigung souverän und schafft die Grundsituation für die Forschung, die durch kein Bemühen abgeändert werden kann. Die Polarität von Lust-Unlust haftet an einer Empfindungsreihe, deren unübertroffene Bedeutung für die Entscheidung unserer Aktionen (Wille) bereits betont worden ist [s. S. 84]. Der Gegensatz von Aktiv-Passiv ist nicht mit dem von Ich-Subjekt-Außen-Objekt zu verwechseln. Das Ich verhält sich passiv gegen die Außenwelt, insoweit es Reize von ihr empfängt, aktiv, wenn es auf dieselben reagiert. Zu ganz besonderer *Aktivität* gegen die Außenwelt wird es durch seine Triebe gezwungen, so daß man unter Hervor-

hebung des Wesentlichen sagen könnte: Das Ich-Subjekt sei passiv gegen die äußeren Reize, aktiv durch seine eigenen Triebe. Der Gegensatz Aktiv-Passiv verschmilzt späterhin mit dem von Männlich-Weiblich, der, ehe dies geschehen ist, keine psychologische Bedeutung hat. Die Verlötung der Aktivität mit der Männlichkeit, der Passivität mit der Weiblichkeit tritt uns nämlich als biologische Tatsache entgegen; sie ist aber keineswegs so regelmäßig durchgreifend und ausschließlich, wie wir anzunehmen geneigt sind<sup>1</sup>.

Die drei seelischen Polaritäten gehen die bedeutsamsten Verknüpfungen miteinander ein. Es gibt eine psychische Ursituation, in welcher zwei derselben zusammentreffen. Das Ich findet sich ursprünglich, zu allem Anfang des Seelenlebens, triebesetz und zum Teil fähig, seine Triebe an sich selbst zu befriedigen. Wir heißen diesen Zustand den *des Narzissmus*, die Befriedigungsmöglichkeit die *autoerotische*?. Die Außenwelt ist derzeit nicht mit Interesse (allgemein gesprochen) besetzt und für die Befriedigung gleichgültig. Es fällt also um diese Zeit

<sup>1</sup> Diese Frage wird weit ausführlicher in einer 1915 (dem Jahr, in welchem die vorliegende Arbeit geschrieben wurde) verfaßten Fußnote behandelt, die Freud der dritten seiner *Drei Abhandlungen* (1905 d), *Studienausgabe*, Bd. 5, S. 123 f., hinzufügt.]

<sup>2</sup> Ein Anteil der Sexualtriebe ist, wie wir wissen, dieser autoerotischen Befriedigung fähig, eignet sich also zum Träger der nachstehend [im obigen Text] geschilderten Entwicklung [vom ursprünglichen »Real-Ich« in das »Lust-Ich«] unter der Herrschaft des Lustprinzips. Die Sexualtriebe, welche von vornherein ein Objekt fordern, und die autoerotisch niemals zu befriedigenden Bedürfnisse der Ichtriebe stören natürlich diesen Zustand [den narzisstischen Urzustand] und bereiten die Fortschritte vor. Ja, der narzisstische Urzustand könnte nicht jene Entwicklung nehmen, wenn nicht jedes Einzelwesen eine Periode von *Hilfsigkeit* und *Pflege* durchmache, währenddessen seine drängenden Bedürfnisse durch Zutun von außen befriedigt und somit von der Entwicklung abgehalten würden. — [Diese sehr kondensierte Anmerkung würde vielleicht verständlicher, wenn sie zwei oder drei Absätze später angebracht worden wäre. Man darf sie wohl folgendermaßen erweitern: In seinen »Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens« (1911 b, oben, S. 21) hatte Freud die Vorstellung der Umwandlung eines frühen »Lust-Ich« in ein »Real-Ich« eingeführt. In der im obigen Text folgenden Passage vertritt er die Auffassung, daß in Wirklichkeit ein noch früheres »anfänglicher« Real-Ich »vorhanden sei. Dieses anfängliche »Real-Ich« geht nicht direkt in das »endgiltige« Real-Ich »über, sondern wird unter dem beherrschenden Einfluß des Lustprinzips durch ein »Lust-Ich« ersetzt. In der Anmerkung zählt Freud die Faktoren auf, die eine solche Wandlung begünstigen, wie auch die anderen Faktoren, die dagegen wirken. Das Vorhandensein autoerotischer libidinöser Triebe pflegt zur Ablenkung der Entwicklung auf ein »Lust-Ich« zu stimulieren; dagegen haben die nicht-autoerotischen libidinösen Triebe und die Selbsterhaltungstribe die Tendenz, direkt zum endgültigen »Real-Ich« des Erwachsenen überzuleiten. Die letztere Entwicklung würde nach Freuds Vorstellung tatsächlich ablaufen, wenn nicht die Pflege, die die Eltern dem hilflosen Säugling angedeihen lassen, diese zweite Triebgruppe befriedigen, auf diese Weise den Urzustand des Narzissmus künstlich verlängerten und die Errichtung des »Lust-Ich« ermöglichen.]

das Ich-Subjekt mit dem Lustvollen, die Außenwelt mit dem Gleichgültigen (eventuell als Reizquelle Unlustvollen) zusammen. Definieren wir zunächst das Lieben als die Relation des Ichs zu seinen Lustquellen, so erläutert die Situation, in der es nur sich selbst liebt und gegen die Welt gleichgültig ist, die erste der Gegensatzbeziehungen, in denen wir das »Lieben« gefunden haben<sup>1</sup>.

Das Ich bedarf der Außenwelt nicht, insofern es autoerotisch ist, es bekommt aber Objekte aus ihr infolge der Erlebnisse der Icherhaltungs-triebe und kann doch nicht umhin, innere Triebreize als unlustvoll für eine Zeit zu verspüren. Unter der Herrschaft des Lustprinzips vollzieht sich nun in ihm eine weitere Entwicklung. Es nimmt die dargebotenen Objekte, insofern sie Lustquellen sind, in sein Ich auf, introjiziert sich dieselben (nach dem Ausdruck Ferenczis [1909]<sup>2</sup>) und stößt anderseits von sich aus, was ihm im eigenen Innern Unlustanlaß wird. (Siehe später [S. 142-3 und S. 180f.] den Mechanismus der Projektion.)

Es wandelt sich so aus dem anfänglichen Real-Ich, welches Innen und Außen nach einem guten objektiven Kennzeichen unterschieden hat<sup>3</sup>, in ein purifiziertes *Lust-Ich*, welches den Lustcharakter über jeden anderen setzt. Die Außenwelt zerfällt ihm in einen Lustanteil, den es sich einverleibt hat, und einen Rest, der ihm fremd ist. Aus dem eigenen Ich hat es einen Bestandteil ausgesondert, den es in die Außenwelt wirft und als feindlich empfindet. Nach dieser Umordnung ist die Deckung der beiden Polaritäten

Ich-Subjekt – mit Lust

Außenwelt – mit Unlust (von früher her Indifferenz)

wiederhergestellt.

Mit dem Eintreten des Objekts in die Stufe des primären Narzißmus erreicht auch der zweite Gegensatz des Liebens, das Hassens, seine Ausbildung<sup>4</sup>.

Das Objekt wird dem Ich, wie wir gehört haben, zuerst von den Selbst-

<sup>1</sup> [Auf S. 96 zählt Freud die Gegensätze von Lieben auf, und zwar in folgender Reihenfolge: 1. Hassens, 2. Geliebwerden und 3. Gleichgültigkeit. In der gegenwärtigen Passage sowie weiter unten, auf S. 99 und S. 102, wähle er eine andere Reihenfolge: 1. Gleichgültigkeit, 2. Hassens und 3. Geliebwerden. Es ist anzunehmen, daß in dieser zweiten Reihenfolge die Gleichgültigkeit an die erste Stelle gerückt ist, weil sie in der Entwicklung zuerst in Erscheinung tritt.]

<sup>2</sup> [Freud selbst scheint den Terminus hier erstmals zu verwenden. Vgl. die Anmerkung auf S. 196, unten.]

<sup>3</sup> [S. oben, S. 83 und Anm. 2, sowie den editorischen Zusatz zu Anm. 2, S. 97.]

<sup>4</sup> [S. Anm. 1 auf dieser Seite.]

erhaltungstrieben aus der Außenwelt gebracht, und es ist nicht abzuweisen, daß auch der ursprüngliche Sinn des Hassens die Relation gegen die fremde und reizführende Außenwelt bedeutet. Die Indifferenz ordnet sich dem Haß, der Abneigung, als Spezialfall ein, nachdem sie zuerst als dessen Vorläufer aufgetreten ist. Das Äußere, das Objekt, das Gehafte wären zu allem Anfang identisch. Erweist sich späterhin das Objekt als Lustquelle, so wird es geliebt, aber auch dem Ich einverleibt, so daß für das purifizierte Lust-Ich das Objekt doch wiederum mit dem Fremden und Gehaften zusammenfällt.

Wir merken aber jetzt auch, wie das Gegensatzpaar Liebe-Indifferenz die Polarität Ich-Außenwelt spiegelt, so reproduziert der zweite Gegensatz Liebe-Haß<sup>1</sup> die mit der ersten verknüpfte Polarität von Lust-Unlust. Nach der Ablösung der rein narzißrischen Stufe durch die Objektstufe bedeuten Lust und Unlust Relationen des Ichs zum Objekt. Wenn das Objekt die Quelle von Lustempfindungen wird, so stellt sich eine motorische Tendenz heraus, welche dasselbe dem Ich annähern, ins Ich einverleiben will; wir sprechen dann auch von der »Anziehung«, die das lustspendende Objekt ausübt, und sagen, daß wir das Objekt »lieben«. Umgekehrt, wenn das Objekt Quelle von Unlustempfindungen ist, bestrebt sich eine Tendenz, die Distanz zwischen ihm und dem Ich zu vergrößern, den ursprünglichen Fluchtversuch vor der reizauswirkenden Außenwelt an ihm zu wiederholen. Wir empfinden die »Abstoßung« des Objekts und hassen es; dieser Haß kann sich dann zur Aggressionsneigung gegen das Objekt, zur Absicht, es zu vernichten, steigern.

Man könnte zur Not von einem Trieb aussagen, daß er das Objekt »liebt«, nach dem er zu seiner Befriedigung strebt. Daß ein Trieb ein Objekt »haßt«, klingt uns aber befremdend, so daß wir aufmerksam werden, die Beziehungen<sup>2</sup> Liebe und Haß seien nicht für die Relationen der Triebe zu ihren Objekten verwendbar, sondern für die Relationen des Gesamt-Ichs zu den Objekten reserviert. Die Beobachtung des gewiß sinnvollen Sprachgebrauches zeigt uns aber eine weitere Einschränkung in der Bedeutung von Liebe und Haß. Von den Objekten, welche der Iderhaltung dienen, sagt man nicht aus, daß man sie liebt, sondern betont, daß man ihrer bedarf, und gibt etwa einem Zusatz von andersartiger Relation Ausdruck, indem man Worte gebraucht, die ein sehr

<sup>1</sup> [S. Anm. 1, S. 98.]

<sup>2</sup> [In der ersten Auflage stand an dieser Stelle »Bezeichnungen«, was einen besseren Sinn zu ergeben scheint.]

abgeschwächtes Lieben andeuten, wie: gerne haben, gerne sehen, angenehm finden.

Das Wort »lieben« rückt also immer mehr in die Sphäre der reinen Lustbeziehung des Ichs zum Objekt und fixiert sich schließlich an die Sexualobjekte im engeren Sinne und an solche Objekte, welche die Bedürfnisse sublimierter Sexualtriebe befriedigen. Die Scheidung der Ichtriebe von den Sexualtrieben, welche wir unserer Psychologie aufgedrängt haben, erweist sich so als konform mit dem Geiste unserer Sprache. Wenn wir nicht gewohnt sind zu sagen, der einzelne Sexualtrieb liebe sein Objekt, aber die adäquate Verwendung des Wortes »lieben« in der Beziehung des Ichs zu seinem Sexualobjekt finden, so lehrt uns diese Beobachtung, daß dessen Verwendbarkeit in dieser Relation erst mit der Synthese aller Partialtriebe der Sexualität unter dem Primat der Genitalien und im Dienste der Fortpflanzungsfunktion beginnt.

Es ist bemerkenswert, daß im Gebrauche des Wortes »hassen« keine so innige Beziehung zur Sexuallust und Sexualfunktion zum Vorschein kommt, sondern die Unlustrelation die einzig entscheidende scheint. Das Ich haßt, verabscheut, verfolgt mit Zerstörungsabsichten alle Objekte, die ihm zur Quelle von Unlustempfindungen werden, gleichgültig ob sie ihm eine Versagung sexueller Befriedigung oder der Befriedigung von Erhaltungsbedürfnissen bedeuten. Ja, man kann behaupten, daß die richtigen Vorbilder für die Haßrelation nicht aus dem Sexualleben, sondern aus dem Ringen des Ichs um seine Erhaltung und Behauptung stammen.

Liebe und Haß, die sich uns als volle materielle Gegensätze vorstellen, stehen also doch in keiner einfachen Beziehung zueinander. Sie sind nicht aus der Spaltung eines Urgemeinsamen hervorgegangen, sondern haben verschiedene Ursprünge und haben ein jedes seine eigene Entwicklung durchgemacht, bevor sie sich unter dem Einfluß der Lust-Unlustrelation zu Gegensätzen formiert haben. Es erwächst uns hier die Aufgabe zusammenzustellen, was wir von der Genese von Liebe und Haß wissen.

Die Liebe stammt von der Fähigkeit des Ichs, einen Anteil seiner Triebregungen autoerotisch, durch die Gewinnung von Organlust zu befriedigen. Sie ist ursprünglich narzißtisch, übergeht dann auf die Objekte, die dem erweiterten Ich einverleibt worden sind, und drückt das motorische Streben des Ichs nach diesen Objekten als Lustquellen aus. Sie verknüpft sich innig mit der Betätigung der späteren Sexualtriebe und

fällt, wenn deren Synthese vollzogen ist, mit dem Ganzen der Sexualstreben zusammen. Vorstufen des Liebens ergeben sich als vorläufige Sexualziele, während die Sexualtriebe ihre komplizierte Entwicklung durchlaufen. Als erste derselben erkennen wir das *Sichverweilen* oder *Fressen*, eine Art der Liebe, welche mit der Aufhebung der Sonderexistenz des Objekts vereinbar ist, also als ambivalent bezeichnet werden kann<sup>1</sup>. Auf der höheren Stufe der prägenitalen sadistisch-analen Organisation<sup>2</sup> tritt das Streben nach dem Objekt in der Form des Bemühtungsdranges auf, dem die Schädigung oder Vernichtung des Objekts gleichgültig ist. Diese Form und Vorstufe der Liebe ist in ihrem Verhalten gegen das Objekt vom Haß kaum zu unterscheiden. Erst mit der Herstellung der Genitalorganisation ist die Liebe zum Gegensatz vom Haß geworden.

Der Haß ist als Relation zum Objekt älter als die Liebe, er entspringt der uranfänglichen Ablehnung der reizspendenden Außenwelt von seiten des narzißtischen Ichs. Als Äußerung der durch Objekte hervorgerufenen Unlustreaktion bleibt er immer in inniger Beziehung zu den Trieben der Icherhaltung, so daß Ichtriebe und Sexualtriebe leicht in einen Gegensatz geraten können, der den von Hassen und Lieben wiederholt. Wenn die Ichtriebe die Sexualfunktion beherrschen wie auf der Stufe der sadistisch-analen Organisation, so leihen sie auch dem Triebziel die Charaktere des Hasses.

Die Entstehungs- und Beziehungsgeschichte der Liebe macht es verständlich, daß sie so häufig »ambivalent«, d. h. in Begleitung von Haßregungen gegen das nämliche Objekt auftritt<sup>3</sup>. Der der Liebe beigemengte Haß rührt zum Teil von den nicht völlig überwundenen Vorstufen des Liebens her, zum anderen Teil begründet er sich durch Ablehnungsreaktionen der Ichtriebe, die sich bei den häufigen Konflikten zwischen Ich- und Liebesinteressen auf reale und aktuelle Motive berufen können. In beiden Fällen geht also der beigemengte Haß auf die Quelle der Icherhaltungstribe zurück. Wenn die Liebesbeziehung zu einem bestimmten Objekt abgebrochen wird, so tritt nicht selten Haß an deren Stelle, woraus wir den Eindruck einer Verwandlung der

<sup>1</sup> [Freuds erste im Druck erschienene Darstellung der oralen Phase steht in einem Absatz, den er 1915 der dritten Auflage seiner *Drei Abhandlungen* (1905 d) hinzufügte, *Studienausgabe*, Bd. 5, S. 103. Das Vorwort zu dieser Auflage ist mit »im Oktober 1914« datiert – also einige Monate vor der Abfassung der vorliegenden Arbeit entstanden. S. auch unten, S. 203 ff.]

<sup>2</sup> [S. Die Disposition zur Zwangsgenese (1913 f).]

<sup>3</sup> [S. Anm. 1, S. 94.]

Liebe in Haß empfangen. Über diese Deskription hinaus führt dann die Auffassung, daß dabei der real motivierte Haß durch die Regression des Liebens auf die sadistische Vorstufe verstärkt wird, so daß das Haßen einen erotischen Charakter erhält und die Kontinuität einer Liebesbeziehung gewährleistet wird.

Die dritte Gegensätzlichkeit des Liebens, die Verwandlung des Liebens in ein Geliebtwerden<sup>1</sup>, entspricht der Einwirkung der Polarität von Aktivität und Passivität und unterliegt derselben Beurteilung wie die Fälle des Schauriebes und des Sadismus<sup>2</sup>.

## Die Verdrängung

(1915)

Wir dürfen zusammenfassend hervorheben, die Triebchicksale bestehen im wesentlichen darin, daß die *Triebregungen den Einflüssen der drei großen das Seelenleben beherrschenden Polaritäten unterzogen werden*. Von diesen drei Polaritäten könnte man die der Aktivität–Passivität als die *biologische*, die [von] Ich–Außenwelt als die *reale*, endlich die von Lust–Unlust als die *ökonomische* bezeichnen.

Das Triebchicksal der *Verdrängung* wird den Gegenstand einer anschließenden Untersuchung bilden<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> [S. Anm. 1, S. 98.]

<sup>2</sup> [Die Beziehung zwischen Liebe und Haß wurde von Freud ferner im Zusammenhang mit seiner Todestrieb-Hypothese in Kapitel IV von *Das Ich und das Es* (1923 b), unten, S. 307 ff., erörtert.]

<sup>3</sup> [S. im vorliegenden Band die folgende Arbeit.]